

Seelsorge und Mission **Zur Orientierung in einem schwierigen Feld**

Workshop „Seelsorge stärken“, EKD Hannover 16.11.2009 – Jürgen Ziemer, Leipzig

Seelsorge und Mission – das ist eine ebenso nahe liegendes wie ein riskantes Thema. Es liegt nahe, weil das Evangelium der Welt gilt (Jh 3, 16; 1 Tim 2,4) und es zum Wesen des Glaubens gehört, sich nach außen vermitteln – durch das Wort, durch die Tat, durch das Zeugnis des Lebens. Seelsorge ist Praxis des Evangeliums und sie kommt nahe liegender Weise ins Spiel, wenn es um die Frage geht: Wie schlagen wir eine Brücke zu den Menschen, die – drinnen oder draußen – der Kirche und dem Glauben entfremdet sind?

Das Thema ist freilich auch riskant, weil eine „missionarische“ Zwecksetzung die Intention einer seelsorglichen Begegnung völlig konterkarieren könnte. Seelsorge negiert sich selbst, wenn sie sich instrumentalisieren lässt, seien die Zwecke noch so edel.

Zweifel kommen auch auf, weil unter uns das Verständnis von dem, was eigentlich „Mission“ ist, ziemlich weit auseinander geht. Kassel hat es vor kurzem deutlich gezeigt.¹ Seelsorge ist kaum vereinbar mit einem Verständnis von Mission, das primär ziel- und zweckorientiert ist. Seelsorge ist ganz von der Priorität der Anderen her bestimmt. Das ist ihr Wesen, und das muss erst einmal ganz klar sein. Ich kann die Skepsis verstehen, die Angst vor Übergriffigkeit, vor verdeckten Interessen.

Aber muss Mission so verstanden werden?

Mein Verständnis von „Mission“ ist sehr stark durch unsere theologischen Debatten in den 60er Jahren in der DDR bestimmt und durch die damalige ökumenische Diskussion rund um das Genfer Konzept „Mission als Strukturprinzip“. Wir erlebten gerade den ersten tief einschneidenden Minorisierungsprozess in unseren Kirchen. Mir hatte sich damals für immer eingepägt, dass es bei der Mission primär um Gottes Sendung, um die *Missio Dei*, um seinen Schalom für die Welt geht. Christen und Kirchen sind Werkzeuge dieses Gotteshandeln. Entscheidend ist die „Präsenz“ von Kirche, waches Gegenwärtigsein mit dem Evangelium – sei es explizit, sei es implizit – inmitten der realen Zustände unserer Welt.² Dieser Gedanke macht für mich Seelsorge mit Mission nicht nur vereinbar, sondern zeigt auch die Notwendigkeit des Zusammenhangs. „Präsenz“ – damit fängt Seelsorge nicht nur an, das ist sie wesentlich: Präsenz bei den Menschen im Horizont des Evangeliums.

Anhand von sechs Punkten möchte ich jetzt einige Akzente nennen, die eine spezifische Verbindung von Seelsorge und Mission charakterisieren und sie zugleich kritisch hinterfragen.

1. Sprache finden

In den vorliegenden Papieren haben Sie sich, inspiriert von Petra Bosse-Huber³, für die Seelsorgearbeit die Metapher der „*Muttersprache*“ gewählt. Daran kann man sich im Blick auf unser Thema gut orientieren.

- Die „*Muttersprache*“ ist „*meine*“ *Sprache*, sie macht mich erkennbar, sie „verrät“ mich gelegentlich wie den Jünger Petrus. Es ist die Sprache, die zu mir als Mensch, wie als Seelsorgerin oder Seelsorger gehört. Sie macht mich als Menschen erkennbar. Sie unterscheidet sich von betulicher Trösterpose ebenso wie von später hinzu

¹ Ich denke vor allem an die Kontroverse zwischen Wolfgang Huber und Ellen Ueberschaer, vgl. EPD-Dokumentation Nr. 46 v. 20. Oktober 2009, 9-15. 19.2,

² vgl. Werner Krusche, *Schritte und Markierungen*, Berlin 1972, vor allem 176ff; der gesamte Diskussionsprozess ist nachgezeichnet bei: Wolfgang Ratzmann, *Missionarische Gemeinde*, Berlin 1980

³ Petra Bosse-Huber, *Seelsorge – „Muttersprache“ der Kirche*, in: Anja Kramer/ Freimut Schirrmacher, *Seelsorgliche Kirche im 21. Jahrhundert*, Neukirchen 2005

gelernten Sprachen, dem szientistischen Neudeutsch etwa oder auch einer theologischen beziehungsweise psychologischen Schulsprache. Die Muttersprache ist elementar und natürlich. Gelegentlich muss sie – nach harten Lehr- und Studienjahren – ein bisschen neu erlernt werden, damit ein Gegenüber erkennt, dass „ich“ spreche und nicht „es“ spricht.

- Die andere Seite: es ist die Sprache der Mutter, die ganz aus der Wahrnehmung ihres Gegenübers kommt. Die Sprache der Mutter ist sensibel für die *Sprache des Anderen*, nicht nur die Sprache der Worte, sondern der Sprache des noch Unartikulierten, die Sprache des Körpers, der Mimik, der Gesten. Zur Sprache der Mutter gehört die Fähigkeit des Dolmetschens, sie gibt dem Anderen Sprache. Es ist die Grundlage einer fruchtbaren personalen Beziehung.

Das hat dann tatsächlich auch etwas mit Mission zu tun, sogar in einem direkten Sinn. Die Missionare mussten in vielen Fällen mit dem Erlernen der fremden Sprache beginnen, für die es keine Lehrbücher gab. Das war ein wichtiger Vorgang, er setzte voraus, dass der Missionar mit den Menschen lebte, ihnen zuhörte, von ihnen lernte. Die Sprachwissenschaft verdankt so, nebenbei bemerkt den Missionaren wertvolle Kenntnisse über die Sprachen von Ureinwohnern. Sie haben deren Sprache dokumentiert und in manchen Fällen so auch zu deren Bewahrung im kulturellen Gedächtnis der Völker beigetragen.

Auch in der Seelsorgeausbildung muss das Erlernen der Sprache des Anderen einen breiten Raum einnehmen. Ich habe es in der Klinischen Seelsorgeausbildung (KSA) immer als einen sehr wichtigen Schritt angesehen, ein „Verbatim“ schreiben zu müssen, in dem aus der Erinnerung die Sprache des Anderen rekonstruiert wird. So entdeckt man den Anderen noch einmal. Muttersprache und Lernen der Sprache Anderer gehören zusammen.

- Muttersprache ist auch *Sprache der Kirche*. Sie kommt aus einer langen Tradition und birgt in sich die geistlichen Schätze unserer Mütter und Väter. Wer der Muttersprache der Kirche begegnet, kommt in ein Haus, das schon ausgestattet ist mit hilfreichen Sprachgütern. Wir können und sollen sie in Anspruch nehmen. Es zeigt sich dann: das tradierte, oft sehr alte, aber keineswegs altmodische Sprache. Oft passt sie überraschend gut zusammen mit der Sprache der modernen Poesie, mit den tastenden Versuchen, dem Stimme zu geben, was die Seele bewegt. Was auch Menschen widerfährt, es gibt schon eine Sprache, die etwas davon aufnimmt und es transformiert in Klage, Gebet und Dank. So wird unserer Sprachlosigkeit aufgeholfen, die uns in bestimmten Situationen unweigerlich überfällt.⁴ Ich habe den Eindruck, dass vielen Menschen sehr bewusst ist, welcher Trost und welche Kraft aus dieser Sprache erwachsen kann, auch dann wenn sich ihre Kirchenbindung im normalen Lebensverlauf sehr gelockert hat.

Wo diese drei Weisen der „Muttersprache“ sich treffen, gelingt seelsorgliche Kommunikation, da werden Authentizität, Zuwendung und Hoffnung erkennbar. Hier ist Sprache, die einen Horizont auf tut. Und das hat dann auch ganz positive Auswirkungen auf unsere pastorale Sprachkultur im Ganzen. Ich denke, man merkt es einer Predigt an, ob Prediger oder Predigerin seelsorglich im Gespräch sind und Übung haben, die eigenen Sprachgrenzen immer wieder zu überschreiten.

2. Kompetenzen erwerben

Eine besondere Akzentsetzung bei den für dieses Hearing vorgestellten Seelsorgkonzepten liegt darin, dass nachdrücklich auf die Notwendigkeit spezifischen Kompetenzerwerbs

⁴ Eine gute Hilfe für den kreativen, seelsorglichen Umgang mit der Sprache Kirche ist z.B. das Neue evangelische Pastorale, Gütersloh 2005,

hingewiesen wird. Stärker als m.W. je zu vor wird, ausgehend von systemischen Theorieansätzen, die Unerlässlichkeit von „*Feldkompetenz*“ herausgearbeitet. Vielleicht sollte man besser mit Christoph Morgenthaler von „*Kontextkompetenz*“⁵ sprechen, das klingt weniger strategisch. Aber lassen wir es jetzt ruhig bei dem Wort. Dazu gehört in jedem Fall auch die „*ethische Kompetenz*“. Um diese notwendigen Kompetenzen zu erlangen bedarf es spezifischer Aus- und Fortbildungsleistungen. Dass das in den vorliegenden Papieren jetzt so klar herausgearbeitet wurde, ist verdienstvoll und unerlässlich für eine moderne Seelsorge, die sich zunehmend in hoch differenzierten und komplexen Systemen bewegen und bewähren muss. Feldkompetenz im Rahmen unseres Themas bedeutet: Ich möchte mit der Seelsorge in der konkreten Welt ankommen, in sich der meine Gesprächspartner passager oder permanent aufhalten. Es ist ein Akt des Hinausgehens, des Überschreitens der eigenen Grenzen. Es ist Voraussetzung dafür, in den Kontexten für Einzelne etwas bewirken zu können, was ihnen wirklich hilft. Zur Konkretion ist in den Papieren genug ausgeführt, da muss ich nichts wiederholen.

Ich möchte aber auf *zwei Gefahren* aufmerksam machen:

Einmal: Wir müssen darauf achten, dass die Kompetenz zum angemessenen Umgang mit den Institutionen *nicht zu einer Identifizierung* mit diesen führt. Als Seelsorgerin bzw. Seelsorger bin ich den Institutionen immer auch gegenüber. Eine gewisse Anpassungsresistenz ist Teil seelsorglicher Professionalität. Der Fluchtpunkt der Arbeit ist der Einzelne im System, also die Patientin, der Gefangene, der Arbeitslose, die Behinderte, das Opfer, der Demenzkranke usw. Meine Feldkompetenz ist notwendig, um sie und ihn zu unterstützen, in und mit der Institution klar zu kommen, auch z.B. mit der Unübersichtlichkeit des Systems unserer Gesundheitsfürsorge. Ich vertrete als Seelsorger eher die Perspektive der Betroffenen, das können auch Mitarbeiter sein. Also ich muss darauf achten, dass Feldkompetenz nicht dazu verführt, Seelsorge zur „*Alltagsorge*“ werden zu lassen. Die, so hat es Henning Luther deutlich gemacht, hat im Wesentlichen eine Anpassung an die gegebene Verhältnisse im Blick.⁶

Zum anderen: Feldkompetenz darf nicht andere Herausforderungen, die Seelsorge darstellt, in den Hintergrund geraten lassen. Das betrifft vor allem die *Selbstkompetenz*. Der Erwerb von Feldkompetenzen kann unsere natürlichen Fluchttendenzen fördern. Ich kenne das durchaus von mir selbst. Es ist verführerisch, mit dem Erwerb von immer besseren Systemkenntnissen die notwendige Selbstaueinandersetzung mit der eigenen Person in den Hintergrund zu drängen. Die Prioritäten müssen klar sein. Die Arbeit an der eigenen Person muss nach wie vor die Grundlage der (pastoralpsychologischen) Seelsorgeausbildung darstellen: die Wahrnehmung der eigenen Möglichkeiten und Grenzen, die Einfühlungsfähigkeit und die Bereitschaft zur Selbstkritik. Erst wenn man daran arbeitet, wird Feldkompetenz wirklich für die Seelsorge hilfreich.

3. Gemeindeseelsorge stärken

Wenn man über den Zusammenhang von Seelsorge und Mission nachdenkt, muss man bei der „*Gemeinde*“ ansetzen. Das erscheint nicht gleich plausibel. Für viele verbindet sich mit dem Begriff der „*Gemeinde*“ heute die soziologische Kategorie der „*Milieus*“ und dabei denken wir dann gleich an in sich relativ geschlossene Entitäten. Die Milieuforschung bringt wichtige, auch für die Seelsorge relevante Erkenntnisse und wird heute mit Recht von der Praktischen Theologie rezipiert.⁷ Aber „*Gemeinde*“ ist nicht „*Milieu*“, auch nicht eine Summe

⁵ Christoph Morgenthaler, Seelsorge, Gütersloh 2009, 228

⁶ Henning Luther, Alltagsorge und Seelsorge. Zur Kritik am Defizitmodell des Helfens, in: ders.: Religion und Alltag, Stuttgart 1992, 224-238

⁷ vgl. Claudia Schulz Eberhard Hauschildt/ Eike Kohler, Milieus praktisch, Göttingen 2008

der Milieus. Gemeinde muss auch nicht mit dem Parochialsystem, das sich in vielen Landeskirchen ja inzwischen verflüssigt hat, identifiziert werden. Gemeinde ist beides:

- ein *offener dynamischer Prozess* – die praktizierte „Koinonia“, in der Alten Kirche „Synaxis“, das „Zusammenkommen“, Luther: „die schäflein, so des Hirten Stimme hören“ – und zugleich:
- ein *erreichbarer Ort des Glaubens*, zu dem Menschen ein Gefühl von Zugehörigkeit entwickeln können.⁸

Seelsorge ist ein Aspekt dieses Geschehens von Gemeinde und in ihr. „Gemeinde ist Seelsorge“ hat Rudolf Bohren einmal pointiert formuliert und Dietrich Stollberg hat das als Pastoralpsychologe positiv aufgenommen. „Gemeinde ist Seelsorge“⁹ - das ist natürlich keine Zustandsbeschreibung, aber eine Wesensbeschreibung und eine Hoffnungsperspektive. Ich bin davon überzeugt, dass alle Seelsorge der Kirche, die nicht bewusst daran anknüpft, irgendwann kraftlos wird, ihren Wurzelboden und damit auch ihre Identität verliert. Wer wenn nicht die Gemeinde soll denn sonst „Träger“ der Seelsorgearbeit sein?

Was ist Seelsorge in der Gemeinde konkret? Sie folgt relativ selten einem „therapeutischen“ Paradigma: da kommen Gemeindeglieder zu ihrer Pfarrerin, um ein persönliches „Problem“ zu besprechen oder zu „bearbeiten“, wo möglich in einer längeren Gesprächsreihe. Das gibt es, und es bedeutet viel, wenn Seelsorgerinnen oder Seelsorger dem entsprechen können, aber es ist nicht die Regel. Seelsorge in der Gemeinde ist unscheinbarer, sie ist weithin „Alltagsseelsorge“¹⁰: sie geschieht implizit z.B. in der Kasualarbeit, indirekt in der Predigt oder in der Art, wie Pfarrpersonen Gemeinde leiten und Gesprächsgruppen führen und nicht zuletzt bei Gelegenheit wie etwa nach einem Gottesdienst, einem Gemeindeabend o. ä. Sie sollte auch zunehmend als eine „aufsuchende“ Seelsorge geschehen.¹¹ Das ist nicht einfach. Es bedarf des Geschicks und des Mutes auf Menschen zuzugehen, sie dort zu besuchen, dort „präsent“ zu sein, wo sie leben. Seelsorge ist auch einem unmittelbaren Sinne einer der „Wege zum Menschen“, vielleicht der wichtigste.

Und das ist nun das Problem: Sie geschieht, nach meiner Beobachtung (die natürlich begrenzt ist) zu wenig und zunehmend weniger. Mich beschäftigt das sehr, auch selbstkritisch – wenn ich an die vielen Pfarrerrinnen und Pfarrer denke, an deren Ausbildung ich beteiligt war. Ich halte die Stärkung von Gemeindeseelsorge (und die Ausbildung dafür) für so wichtig, dass sie z.B. in dem Zukunftsprozess ein eigenes Konzeptpapier verdient hätte.

Es ist schon klar: Seelsorge kann in der Gemeinde nicht so gut geplant werden wie der Gottesdienst oder der Unterricht oder das Baugeschehen. Sie ist auch nicht so gut evaluierbar. Seelsorge wird von anderen selten genau bemerkt. Sie ist leichter vernachlässigbar als anderes.

Das wirft viele Fragen auf, die ich hier nicht diskutieren kann. Aber es müssen Wege gefunden werden, sie zu stärken. Es hat mir sehr eingeleuchtet, was Michael Klessmann¹² dazu über „Qualität in Seelsorge und Beratung“ geschrieben hat. Man kann und darf muss nach dem fragen, was nachfragbar ist: z.B. nach der Konzept- und Strukturqualität von Gemeindeseelsorge: Wo kommt Seelsorge konkret im Gemeindekonzept vor? Wo geschieht Seelsorge, wo hat sie ihren Ort und ihre Zeit? Welche Möglichkeiten für die Zurüstung und

⁸ vgl. dazu Uta Pohl-Patalong, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt, Göttingen 2003, 212ff; dies.: Kirchliche Orte, in: dies.(Hg.): Kirchliche Strukturen im Plural, Hamburg 2004, 133-146

⁹ Gemeinde ist Seelsorge, Themenheft PTh 90, 2001, Heft 10

¹⁰ vgl. Eberhard Hauschildt, Alltagsseelsorge, Göttingen 1996; ders.: Alltagsseelsorge. Der Alltag der Seelsorge und die Seelsorge im Alltag, in: Uta Pohl-Patalong/ Frank Muchlinsky (Hg.), Seelsorge im Plural, Hamburg 1999, 8-16

¹¹ Gudrun Janowski, Aufsuchende Seelsorge – Sendung Gottes in die Welt, in: Birgit Grosche/ Peter Scherle (Hg.): In göttlicher Mission? Zur Diskussion um die (Neu)Orientierung der Kirche (Herborner Beiträge 3), Wuppertal 2007, 155-169

¹² Michael Klessmann, Qualität in Seelsorge und Beratung, in: WzM 61, 2009 119-123, bes. 123ff

Einbeziehung von Ehrenamtliche Seelsorge sind gegeben und werden genutzt? Gibt es Gelegenheit zur Supervision und wie wird sie wahrgenommen? Welche Rolle spielen diese Fragen bei einer Visitation, im Personalgespräch? Unter den gegenwärtigen Bedingungen – vor allem auch angesichts der Überlastung vieler Pfarrerinnen und Pfarrer – ist es notwendig, ganz bewusst Seelsorge in der Gemeinde unter den gegenwärtigen strukturellen Bedingungen zu konzipieren und auch gezielt dafür auszubilden. Das ist wichtig für Gemeindeglieder, die in aller Regel gerade seelsorgliche Arbeit ihrer Mitarbeiter wünschen und erwarten. Und das ist letztlich sehr wichtig für die Pfarrerinnen und Pfarrer, von denen sich viele genau wegen dieses Punktes mit Selbstvorwürfen quälen.

4. Gastfreundschaft üben

Gemeindeseelsorge darf nicht zu einer „Milieuverengung“ (Huber) führen. Das ist klar. Die Gemeinde ist nicht das „Zuhause mit Heiligenschein“¹³, in dem ein Wir-Gefühl gepflegt wird, das es uns erspart, uns mit anderen Mitmenschen zu beschäftigen. Hier kann Seelsorge, die oft zu Unrecht mit dem Odium des Gemütlichen bedacht wird, tatsächlich gegen steuern, indem sie die anspricht oder aufsucht, die sich nicht so zugehörig fühlen.

Rolf Zerfaß hat vor Jahren die Metapher der „Gastfreundschaft“ für die Seelsorge ins Spiel gebracht, das haben andere, zuletzt Ulrike Wagner-Rau in ihrer Pastoraltheologie¹⁴, aufgegriffen. Gastfreundschaft wird dem „Fremden“ gewährt: das kann der sein, der ganz von draußen kommt, aber auch der sich drinnen fremd fühlt. Gastfreundschaft geschieht ohne Vorleistungen, sie gewährt einen Vorschuss an Wertschätzung, sie bedeutet Zuwendung, aber nicht gleich Bindung, sie hat ihre Zeit, der Gast bleibt frei. Gastfreundschaft (Xenodochia) war in der frühen Kirche eine Zeichen lebendigen Glaubens (vgl. Mt 25, 35-40; Hb 13, 2). Die Ratschläge eines Mönchsvaters Isaias (5.Jh.) für einen Gastgeber haben manches mit Seelsorge gemeinsam:

„Wenn ein fremder Bruder sich bei dir einstellt, begrüße ihn mit froher Miene, umarme ihn und nimm ihm freudig das Bündel, das er trägt, mit eigener Hand ab. Beim Abschied behandle ihn wieder entsprechend. Deine Begrüßung geschehe mit Herzlichkeit und Gottesfurcht, ohne dass er sich brüskiert fühlt. Hüte dich davor, ihm überflüssige Fragen zu stellen, und lade ihn zum Gebet ein. Nachher, wenn er sich niedergesetzt hat, erkundige dich, wie es ihm gehe, mehr nicht...“¹⁵ Da lässt sich für die Seelsorge vieles dran lernen.

Ich denke bei diesem Zitat an eine Gruppe von ehrenamtlichen Mitarbeitern in der Leipziger Nikolaikirche, die ich ein bisschen begleite. Sie sind zuständig für einen Treffpunkt „offen für alle“, je zwei an einem Tag der Woche. Touristen schauen rein ebenso wie Obdachlose, Dauergäste, die niemanden haben, Psychopathen, aggressionsgeladene Zeitgenossen, die ihrem Zorn Luft machen, die wenigsten Kirchenangehörige – Menschen die aus irgendeinem Grund bei einer Tasse Kaffee mit jemandem sprechen möchten. Viele kommen einmal, andere kommen wieder. In der Supervision spürt man, wie ernst diese Frauen ihren Dienst nehmen, wie sehr sie darum ringen, auch diejenigen nicht fortzuschicken, die ihnen Not machen. Hier öffnet sich Gemeinde seelsorglich für Menschen, die weitab sind.

Bemerkenswert ist – und das ist auch ein Aspekt unseres Themas – dass auch unter den Ehrenamtlichen Frauen sind, die bisher kaum Kontakt zur Kirche hatten.

¹³ Zygmunt Bauman, *Flüchtige Moderne*, Frankfurt 2003, 202

¹⁴ Rolf Zerfaß, *Menschliche Seelsorge*, Freiburg ⁵1985, 11-32; Ulrike Wagner-Rau, *Auf der Schwelle. Das Pfarramt im Prozess des kirchlichen Wandels*, Stuttgart 2009, 97-118

¹⁵ PG 40, 1110, vgl. Otto Hiltbrunner, *Gastfreundschaft in der Antike und im frühen Christentum*, Darmstadt 2005, 167

Die Metapher der „Gastfreundschaft“ erscheint mir auch dort sinnvoll, wo eine Seelsorgerin in Offenheit und Wärme *am anderen Ort* Menschen begegnet: im Krankenhaus, auf der Pflegestation, im Strafvollzug. Da ist man dann als Seelsorgerin praktisch Gast und Gastgeber zugleich. Aber wichtig ist, dass in der Seelsorge eben dieser offene Raum entsteht, der dem Anderen Respekt und Wertschätzung entgegenbringt. Da kann der Seelsorger als der fremde Nahe zum Vertrauten werden, auch für Menschen, die von Haus aus gar nichts mit der Kirche zu tun haben. Dazu ein kleiner Gesprächsbericht, den Werner Biskupski aufgeschrieben hat:

„Das Telefon der Krankenhausseelsorge klingelt. Die Schwester erbittet für einen Patienten den Besuch des Seelsorgers, der Mann lasse aber gleich sagen, dass er Atheist sei. Als ich ihn besuche, empfängt er mich mit freundlicher Distanz und betont seine Weltanschauung noch einmal. Dann spricht er über sein Leben, und dass es natürlich keinen Gott gäbe, aber sich doch hier in dieser Situation manche Fragen ergäben. Die Fragen beziehen sich auf seine Biographie, aber auch auf den inneren Zusammenhang seiner Erlebnisse. Auffällig ist, dass er sie auch meist selbst beantwortet, wie er mir überhaupt kaum gestattet, etwas zum Gesagten zu äußern. Nach etwa einer dreiviertel Stunde streckt er mir die Hand hin und sagt: ‚Vielen Dank für das Gespräch. Es hat mir sehr geholfen.‘“¹⁶

Da ist Seelsorge wirklich „Gastfreundschaft“, sie gibt einem Anderen zur rechten Zeit den notwendigen Raum. Nennen Sie es missionarisch oder nicht. Deutlich ist: hier ist im entscheidenden Moment – vornehmlich durch anteilnehmende Präsenz eines Seelsorgers – Evangelium erfahrbar geworden. Wir können den alten Mann nicht fragen, warum er für diese für ihn so wichtige Gespräch einen Seelsorger wählte. Er ist jedoch nicht schwer zu ahnen!

In unserer Gesellschaft wird zunehmend von der Kirche zunehmend Gastfreundschaft erwartet und erhofft und zwar eine Gastfreundschaft, die nicht kalkuliert. Ich kann das ja jetzt nur so andeuten. Wenn die normalen Mechanismen der Leidbewältigung versagen, wenn Menschen mit ihren verwundeten Seelen nicht mehr wissen wohin, wenn die verborgene Gottessehnsucht einen Ort sucht – dann nehmen sie es gern an, wenn die Kirche ihnen eine Tür öffnet. Seelsorge als Gastfreundschaft. Auch das läuft nicht von alleine. Es setzt voraus, dass seelsorgliche Menschen da sind, mit ihrer Person, mit den Ritualen und Texten, die wir haben, mit dem schlichten freien Wort und nicht zuletzt mit der Musik.

5. Anders sein

Es scheint mir notwendig, nun auch noch einmal einen Aspekt zu unterstreichen, der immer schon einmal angeklungen ist. Seelsorge ist Zuwendung zum Menschen in der Welt. Dazu ist es notwendig, in fremden Kontexten präsent zu sein und um Vertrauen zu werben.

Sprachvermögen, Feldkompetenz, Gastfreundschaft – das waren die Stichworte.

Die andere Seite: Es ist auch wichtig, unterscheidbar zu bleiben.

- Das gilt zunächst schon *methodisch*. In der Seelsorge geht es, wie in anderen Formen zwischenmenschlicher Hilfe beispielsweise in der Psychologischen Beratung, die ja auch einen Teil der Seelsorge der Kirche darstellt, immer auch um Distanz. So entsteht eine Spannung, die produktiv ist, ein Raum der Freiheit, der die Andere herausfordert und nicht vereinnahmt. Manchmal ist es schmerzhaft, Distanz zu wahren und „nur“ Seelsorger zu sein, gerade in ganz akuten Situationen. Gerade da ist aber auch wichtig, ein Aspekt der Realität, wir sind nicht Heilande, auch kein Ersatz für Angehörige.
- Das gilt dann für die Distanz in der *Institution*: Gemeindegliederung ist nicht Milieubindung, Feldkompetenz bedeutet nicht selbst Teil der Institution und Vertreter ihre Interessen zu werden. Gastfreundschaft bedeutet nicht Familiarität. Das ist in der

¹⁶ Werner Biskupski, „Vielleicht macht es doch Sinn...“ Seelsorge mit nicht kirchlich gebundenen Menschen, in PTh 40, 2005, 276-283, 279

Praxis nicht einfach umzusetzen. Supervision kann helfen, Grenzen zu erkennen und zu respektieren. Seelsorge hat ihren eigenen Stil: unbedingte Vertraulichkeit, Flexibilität im Blick auf Zeit und Ort, ökonomische Unabhängigkeit, Autonomie in der Beziehungsgestaltung.

- Das betrifft dann natürlich die *geistig-geistlichen Grundlagen* der Seelsorgearbeit: Seelsorge ist christliches Handeln, „Kommunikation des Evangeliums“ (Ernst Lange). Das Evangelium ist eben auch in unserer Welt ein Fremdes. Es ist die Botschaft von der rettenden Kraft eines Gekreuzigten, die als „Torheit“ empfunden werden kann (1 Kor 1, 18). Es ist der Glaube an einen Gott, der im Leiden gegenwärtig ist, und es ist die Hoffnung auf ein Leben, das dem Tode standhält. Das geht nicht leicht ein. Aber es ist wichtig hier klar zu sein, auch und gerade wenn es um sinnvolle Kooperationen in den Institutionen geht. Menschen die wie auch immer mit Seelsorge der Kirche in Kontakt kommen, wissen es meist oder ahnen es doch. Es liegt in der Freiheit des einen wie des anderen, es an zu sprechen oder nicht. Auch wenn es mit keinem Wort erwähnt wird, ist es da. Und vielen ist genau das wichtig.

Da sein und anders sein!

Ein Wort des Abbas Jakob in den „Apophtegmata Patrum“ beschäftigt mich in diesen schon lange: „Es ist wertvoller, *Fremdling* zu sein, als Fremde aufzunehmen.“¹⁷ Damit wird die Gastfreundschaft als christliche Grundtugend nicht abgewertet. Es bleibt ein rätselhaftes, vielleicht auch überpointiertes Wort, aber es hebt einen sehr wichtigen Punkt in unser Bewusstsein. Es wird hier an ein Selbstverständnis des Christen in der Welt erinnert, das uns im Neuen Testament, im Ersten Petrusbrief begegnet (1 Pt 1, 17; 2, 11). Fremdlingschaft ist ein Ausdruck christlicher Freiheit. Wir sind anders. Fremdlingschaft ist auch eine Metapher für die Seelsorgerinnen und Seelsorger, sicher nicht so leicht zu akzeptieren wie klassische Metaphern, Hirt, Helferin, Begleiter, Beraterin. Manchmal ist es schmerzhaft. Aber das macht auch die Stärke von Seelsorge aus.

„Fremdlingschaft“ zu praktizieren – das wird immer dann aktuell, wenn besonders attraktive und chancenreiche Engagements für Seelsorge angeboten werden. Für uns im Osten war das nach 1990 ja eine ganz neue Möglichkeit, in Krankenhäusern, Gefängnissen, in der Bundeswehr frei tätig werden zu können. Vorher waren wir in diesen Bereichen ganz selbstverständlich „Fremde“. Jetzt ist es muss man drauf achten. Feldkompetenz ist auch wichtig, um sich konkret abgrenzen zu können.

Das gilt auch für die ganz neuen Möglichkeiten, die sich z.B. mit dem Konzept von „palliative care“ verbinden. Ich bin sicher: das ist für die Seelsorgearbeit eine Herausforderung, der sie sich stellen muss. Wenn Seelsorge sich hier auch des Andersseins bewusst ist, wird es gelingen, in diesem „wichtigen gesamtgesellschaftlichen Dienst als ‚Platzhalter der Menschlichkeit‘ einen Raum unverkürzter Humanität offen zu halten“.¹⁸

6. Theologisch handeln

Wenn es um Seelsorge und Mission geht, hat das mit Theologie zu tun. Es ist manchmal gar nicht so einfach sich in unseren Kirchen an diesem Punkt zu verständigen. Das gibt es eine Angst vor zu viel Theologie in der Seelsorge und eine Angst vor zu wenig Theologie. Das eine wie das andere lässt sich gut erklären.

In der Praxis begegnen uns nicht selten Fragen, die einen mehr oder weniger deutlichen theologischen Hintergrund haben: Was hat es für einen Sinn? Warum ich? Wie fülle ich

¹⁷ Weisung der Väter, übersetzt von B.Miller, Trier ³1986, Nr. 395

¹⁸ Positionspapier Seelsorge in Palliative Care, Diakonie Texte 12/ 2009, 15

meine Zeit? Wie schaffe ich, was ich soll? Bin ich schuldig geworden? Wie kann ich zur Ruhe kommen? Wohin mit meiner Angst? Usw.

Meistens werden da keine theologischen Antworten erwartet, aber viele Menschen haben die Ahnung, dass sie der Seelsorgerin zumuten können, damit zu recht zu kommen. Sie erhoffen sich ein einfühlsames, öffnendes, klärendes, vielleicht auch tröstliches Gespräch. Wie ich es führe, das hängt neben aller Kunst der seelsorgliche Kommunikation auch damit zusammen, wie sehr ich als Seelsorger mich selbst mit den dahinter liegenden Existenzfragen auseinandergesetzt habe, wo ich fest bin und wo ich zweifle, wo ich suche und wo ich Grund habe. Genau das ist es, was wir die „theologische Kompetenz“ nennen. Sie ist wichtig für die seelsorgliche Praxis, sie entscheidet über meinen Mut, bestimmten Fragen nicht auszuweichen, und meine Phantasie, Ausdrucksformen des Glaubens zu finden, die dem anderen entsprechen und ihn nicht überfordern. Es entscheidet über die Freiheit und Kreativität, in der ich im gegebenen Moment mit den Texten und Ritualen des Glaubens umgehen kann. Und sie entscheidet auch über meine Fähigkeit, im gegebenen Moment betroffen oder gelassen oder zuversichtlich schweigen zu können, wie in dem vorhin zitierten Beispiel.

Der Erwerb theologischer Kompetenz in dem angedeuteten Sinne ist deshalb zentrale Aufgabe unserer Ausbildung zur Seelsorge. Man hat der pastoralpsychologischen Bewegung immer mal wieder vorgeworfen, sie vernachlässige die Theologie. Ich kann das kaum beurteilen. Richtig ist, dass in den 60er und 70er Jahren die anthropologischen Zugänge zur Wirklichkeit des Menschen uns sehr faszinierten. Sie vermittelten uns viele hilfreiche Methoden, das sollten wir auch heute nicht gering achten. Aber vor allem verhalfen sie unserer Theologie zu größerer Lebensnähe. Das war sehr befreiend. Heute mag es manchmal wieder nötig sein, den theologischen Anteil in der Ausbildung zu verstärken, um Tiefgang zu fördern. Wichtig ist – und das war und ist für mich ein Schwerpunkt pastoralpsychologischer Ausbildung: den Weg zu einer authentischen *persönlichen Theologie* zu ebnen zu einer Theologie, die belastbar ist; einer die Theologie, die dem nicht ausweicht, wovor ich mich gerne davonmache: der Endlichkeit des Dasein, dem Elend des Sterbens, der Fragilität meines Selbst, der Brüchigkeit des eigenen Glaubens. Es geht um eine Theologie, die unterscheiden lehrt zwischen „richtig“ und „wahr“, die Mut macht zu reden, wenn es an der Zeit ist und zu schweigen, wenn es nichts zu sagen gibt. Wenn ich da vorangekommen bin, wenn ich von der Theologie der Begriffe zur Theologie der Erfahrung und Anfechtung gelangt bin, dann stellt sich nicht die Frage, ob Seelsorge missionarisch sein darf oder nicht, dann wird sie es – mit Hilfe des Heiligen Geistes – einfach sein, ob wir es so nennen oder nicht.

Seelsorge und Mission?

Ich schließe mit einem kleinen Beispiel. Was Menschen etwa im Krankenhaus aus der Seelsorge mitnehmen, wie sie Seelsorgerinnen oder Seelsorger oder auch nur einen religiösen Raum im Hospital erleben, schlägt sich gelegentlich indirekt in den kleinen Texten und Gebeten nieder, die sie im Patientenbuch der Krankenhauskapelle hinterlassen. Ein Seelsorger teilt mir – mit Zustimmung der Schreiberin – diesen Text mit:

:

„Lieber Gott! Auch wenn ich mir deiner Existenz nicht sicher bin, so schließe ich doch nicht aus, dass es Dich gibt. Vielleicht hattest Du Deine Hände im Spiel, als Mareike die OP unbeschadet überstanden hat. Sollte dies der Fall sein, dann danke ich dir von ganzem Herzen. Wenn Du nicht dabei warst, danke ich dir trotzdem – für die tollen Ärzte, die diese OP geleitet, durchgeführt und nachkontrolliert haben. Danke!“

Das mag noch nicht der „Missionserfolg“ sein, wie er im Buche steht oder gar zu Buche schlägt. Aber es zeigt zweierlei: Da ist etwas von dem angekommen, was Seelsorge

wesentlich ausmacht, und: diese Mutter hat das auf originelle Weise, völlig ungezwungen und überwältigend souverän für sich aufgenommen.
So passen Seelsorge und Mission zusammen.

Druckfassung, in: Seelsorge – Muttersprache der Kirche. Dokumentation eines workshops der EKD (Hannover, 16. November 2009), epd-Dokumentation, hg. vom Kirchenamt der EKD, S. 6-12